

größere Stabilität und eine breitere und tiefere Grundlage des Kredit. Viele Fortschritte wurden erzielt in der Ueberwindung der Rückschläge, die vom Kriege und der Inflation zurückgeblieben sind. Aber Kapital ist noch nicht wieder gebildet worden in ausreichendem Umfang zur Versorgung dessen, was zu tun übrig bleibt, zuzüglich der ergänzenden Anforderungen, die sich laufend auf den Kreditmärkten geltend machen.

Die Funktion der ausländischen Anleihen.

Verschiedene Betrachtungen der ausländischen Kreditaufnahme Deutschlands wurden ausführlich in dem früheren Bericht erörtert. In besonderen wurden die umfangreichen Anleihen, die von öffentlichen Körperschaften im Ausland untergebracht wurden, in ihrer Zweckmäßigkeit angezweifelt, weil sie oft das Ergebnis zu wettbewerbigem Ausgaben waren, und auch weil sie einen oft ungesunden Einfluß auf die gesamtwirtschaftlichen Bedingungen ausübten. Ohne ein Urteil über die Verdienste irgendeiner dieser Anleihen abzugeben, ist es doch klar genug, daß die Auslandskredite im ganzen den Prozeß des deutschen Wiederaufbaues wesentlich beschleunigt haben. Die Erlöse der Auslandskredite haben bei dem Einstrom in die deutsche Wirtschaft die erforderlichen Grundstoffe geliefert, aus denen deutsche Arbeit und Unternehmungen neue und größere heimische Werte schaffen konnten. Wenn man die Bedingungen am Ausgangspunkt und die damals verfügbaren Mittel berücksichtigt, so hat in den letzten vier Jahren ein Wachstum des Handels und eine Ausdehnung und Erneuerung der Anlagen stattgefunden, wie sie in einer gleich langen früheren Periode nicht erreicht wurde. Der gesunde Charakter dieses Wachstums hängt natürlich in erster Linie ab von der Größe der geschaffenen zusätzlichen Werte und in zweiter Linie von der Fähigkeit dieser Werte, ein Erträgnis zu stiftigen, das die Kosten des geborgten Kapitals überschreitet. Im ganzen gesehen jedoch und ohne Bezugnahme auf irgendeine einzelne Anleihe scheint aus den erreichbaren Zahlen hervorzugehen, daß die neuen Werte, die in Deutschland in der gleichen Zeit geschaffen worden sind, mehrmals den Betrag der aufgenommenen ausländischen Schulden übertraffen haben.

Löhne, Produktivität und Preise.

Obwohl das Anwachsen der Löhne und der sozialen Kosten die Rationalisierungsergebnisse, die anderweitig hätten erzielt werden können, z. B. zu Preisentlastungen, erheblich beeinträchtigt haben, so sind sie doch von unzweifelhaftem Wert für die deutsche Gesamtwirtschaft gewesen, wie es immer der Fall ist, wenn höhere Löhne Hand in Hand gehen mit gesteigerter Produktivität. Der gegenwärtige Stand der Konsumtion, der gegenüber dem Vorjahr voll behauptet erscheint, ist wesentlich diesem Umstand zuzurechnen, und er ist zweifellos in erheblichem Umfang verantwortlich für die schnelle Hemmung im Rückgang der Produktion, der sich im letzten Frühjahr geltend machte. Es ist auch offenbar, daß die höheren Löhne nicht nur den Lebensstandard der arbeitenden Bevölkerung aufrechterhalten haben, sondern daß sie ihn gehoben haben.

Aber um auf lange Sicht wirklich wirksam zu sein, müssen höhere Löhne nicht nur im Einklang stehen mit höherer Produktivität pro Arbeiter, sondern sie müssen auch nicht aufgezogen werden durch höhere Preise für die erzeugten Waren. Wie in den vorangehenden Berichten vermerkt wurde, sind in den letzten Jahren höhere Löhne oft unmittelbar von höheren Preisen beeinträchtigt worden. In den letzten sechs Monaten scheint eine gewisse Mäßigung in dieser Tendenz eingetreten zu sein: Löhne sind gestiegen, während die Preise im ganzen stabil geblieben sind.

In diesen letzten Sätzen kommt eine Betrachtung der Funktion steigender Löhne in der Volkswirtschaft zum Ausdruck, die richtiger und fortschrittlicher ist als manches, was wir über diese Frage aus dem deutschen Unternehmerlager zu hören gewohnt sind. Aber gleichzeitig scheinen uns diese Bemerkungen auch charakteristisch zu sein für die Neigung, die augenblicklichen Verhältnisse der deutschen Wirtschaft rosig anzusehen, als sie sind. Denn die Lohnverhöhungen des vergangenen Jahres haben leider nicht, wie es der Reparationsagent darstellt, ausgereicht, um die Senkung der Produktion abzuwehren. Vielmehr haben sich die Depressionserscheinungen gerade in dem letzten Vierteljahr, das allerdings jenseits der Berichtsperiode Barter Gilberts liegt, in der deutschen Wirtschaft verschärft, und wenn die Preisbewegung im großen und ganzen zum Stillstand gekommen ist, so hat doch auch die Aufwärtsbewegung der Arbeitseinkommen in letzter Zeit keine Fortschritte mehr gemacht. Mögen hier und da noch kleine Erhöhungen der Tariflohnsätze eingetreten sein, so ist dieses Mehr doch, im ganzen betrachtet, im Arbeitseinkommen aufgezogen worden durch die vermehrte Arbeitslosigkeit und die Verringerung überarbeitsfähiger Arbeitskräfte.

Wir begnügen uns für heute mit der Wiedergabe dieser immerhin in mancher Beziehung bemerkenswerten Stellen aus Barter Gilberts Bericht. Er enthält darüber hinaus, insbesondere auch auf dem Gebiete der Analyse der öffentlichen Finanzgebärung, manche interessante Bemerkungen.

So versteht es war und wäre, den Vertrauensmann der Reparationsgläubiger als wirtschaftliche Autorität für die deutschen Verhältnisse auszuspielen, so versteht wäre es auf der anderen Seite, auf einen zwar unvollständigen und von Einseitigkeiten nicht freien, aber immerhin sachlichen Bericht nur in dem Tone des Protestes zu reagieren. Wir glauben, daß dieser Bericht einer ernsthaften Erörterung der Sachverständigen und einer vernünftigen Herabsetzung der deutschen Reparationslast, die auch im Interesse des gesamteuropäischen Aufbaues liegt, nicht im Wege zu stehen braucht.

Dieser Bericht nimmt das Urteil der Sachverständigen mit seiner Feststellung von Tatsachen durchaus nicht vorweg. Er bedarf selbstverständlich der Ergänzungen und Korrekturen für eine Urteilsbildung, die der wirklichen Bliquetten der wirtschaftlichen Kriegsfolgen dienen soll.

Einen gefälligen Hilfebeding-Artikel hat die Wiener „Neue Freie Presse“ am 2. Januar d. J. veröffentlicht. Der Artikel, als dessen Verfasser Geneffe Dr. Hilferding angegeben wurde, ist nicht von diesem geschrieben. Die „Neue Freie Presse“ ist einer Requisition zum Opfer gefallen.

Völkischer Expreser. Wegen Erpressung von Inseraten wurde ein Angehöriger des „Westdeutschen Beobachters“ in Köln am Rhein zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Herausgeber des Ständeblasses, das zurzeit auf Grund des Republikanengesetzes verboten ist, ist der völkische Landtagsabgeordnete Dr. Ben.

Im Hungerstreik der Politischen im Ungarischen Gefängnis hat sich die Zahl der Streikenden von 15 auf 45 erhöht. Die Behandlung der Häftlinge ist die Unschöne.

Alexanders Blutgefesek.

Die erste Tat der Diktatur.

Belgrad, 8. Januar. (Eigenbericht.)

Das neu erlassene Gesetz zum Schutze der öffentlichen Sicherheit bestimmt, daß mit dem Tode oder mit 20 Jahren Kerker bestraft wird, wer Bücher, Zeitungen oder Plakate druckt oder verbreitet, in denen zur Gewalt gegen staatliche Behörden aufgereizt oder überhaupt die öffentliche Ordnung und Ruhe bedroht wird. Die gleiche Strafe droht jedem, der mündliche Propaganda zur gewalttätigen Aenderung der politischen oder gesellschaftlichen Ordnung treibt. Auch jede Zusammenarbeit mit Personen im Auslande zur Vorbereitung eines gewalttätigen Umsturzes wird mit dem Tode bestraft. Mit Gefängnis bis zu drei Jahren und hohen Geldstrafen wird jede Dienstverweigerung zum Zweck des Streiks von Staatsbeamten, Angestellten der Militärverwaltung sowie der autonomen Körperschaften geahndet. Der gleichen Strafe unterliegen alle, die durch Sabotage oder passive Resistenz die normale Abwicklung des Dienstes hindern.

Zwiespalt in Kroatien.

Je nach der Beurteilung des Staatsstreiks.

Ugram, 8. Januar. (U.)

Es hat den Anschein, als ob der kroatische Professor Schurman zum Handelsminister ernannt werden soll. Außerdem sind noch die Minister für Bodenreform und für Postwesen, besonders der Stellvertreter des Außenministers Marinkowitsch, der wegen seines schwachen Gesundheitszustandes noch nicht voll im Amte tätig sein kann, zu ernennen. Eine dieser Stellen dürfte wahrscheinlich den

bosnischen Mohammedanern vorbehalten bleiben, und zwar voraussichtlich dem gewesenen Handelsminister Spaha.

In der Kragar Pressen spiegelt sich große Befriedigung, die man in der Bauernpartei über die erfolgte Annäherung an Belgrad empfindet. Selbst die bisher scharf oppositionelle „Autorny List“ begrüßt die energische Geste des Königs, durch die ein unerträglicher Zustand beendet worden sei. Raichfel äußerte sich freudig und zuversichtlich über die neu geschaffene Lage. Zwischen ihm und Tribitschewitsch besteht nunmehr ein offener Bruch, da

die Anhänger Tribitschewitschs befürchten, daß es nunmehr mit dem Traum der kroatischen Autonomie zu Ende sei, die Militärpartei habe allein gesiegt.

Einer Korrespondenzmeldung zufolge erklärte ein kroatisches Regierungsmitglied, daß weder von einem Sieg der Militärs noch von der Aufrichtung des Faschismus die Rede sein könne. Abgesehen davon, daß der Faschismus dem jugoslawischen Volksgesicht völlig fremd sei, gehörten zu den 18 Mitgliedern der neuen Regierung nur zwei Militärpersonen. Der Zwiespalt zwischen Raichfel und Tribitschewitsch gipfelte darin, daß Tribitschewitsch von vornherein ein Mindestmaß an Verfassungsrevision zugesagt haben wollte, während Raichfel nur darauf Wert gelegt hat, daß bei Neuwahlen eine verfassungsgebende Nationalversammlung hervorgehe, die in voller Freiheit den künftigen Aufbau des süd-slawischen Staatswesens zu bestimmen habe.

Vitro-Diktaturen.

Monaco, 8. Januar. (Havas.)

Die Bestimmungen der Verfassung über die Festsetzung des Zeitpunktes der Wahlen sind zeitweilig außer Kraft gesetzt worden. Der Zwergstaat erweist sich noch eines regierenden Fürsten.

Die Krise im Zentrum.

Katholische Arbeitervereine gegen christliche Gewerkschaften.

Köln, 8. Januar. (Eigenbericht.)

Die hier abgehaltene Jahreskonferenz der katholischen Arbeitervereine führte zu einer schweren Wühl-Steigerung. Der Verbandspräsident Dr. D. Müller legte nach einem Bericht der „Kölnischen Volkszeitung“ u. a.:

„Es ist nicht so, daß dem deutschen Katholizismus das soziale Verständnis besonders gegenüber den Bestrebungen der christlichen Arbeiterbewegung fehlt. Das Gegenteil ist der Fall. Auch die Vorgänge auf dem Parteitag in Köln können nicht als Ausdruck einer arbeitserfindlichen Gesinnung bezeichnet werden. Wenn führende Kreise der christlichen Gewerkschaften von dieser Meinung nicht abzubringen sind, so verrennen sie sich in eine falsche Richtung des Urteils. Man kann und darf nicht eine persönliche Angelegenheit, wie sie bei der Wahl des Parteivorstandes in Erscheinung trat, zu einer grundsätzlichen Stellungnahme ausbauen... Die gegenwärtigen Bemerkungen werden hier und da hingestellt als ein Zwist zwischen Arbeitervereinen und Gewerkschaften. Bei der Personunion, die zwischen diesen beiden Organisationen vielfach herrscht, kann eine solche Behauptung nicht ohne weiteres ausgesprochen werden, aber es ist Bestimmung und Geist der Arbeitervereine nicht dem gleich, was jetzt in einzelnen Gewerkschaftsblättern und in unbedachtlichen Fragen in Versammlungen und Konferenzen herrortritt.“

Eine christliche Arbeiterstimme.

Der „Deutsche“, das Organ der christlichen Gewerkschaften, veröffentlicht eine Zuschrift eines christlichen Gewerkschafters, in der es heißt:

„Wer die Verhältnisse in der Zentrumspartei seit Jahren betrachtet, der kann einerseits gewisse Fortschritte nicht leugnen, andererseits muß er aber auch mit Unwillen feststellen, wie andere Stände mit steigender Energie versuchen, die Arbeiter zurückzudrängen. Viele haben die Meinung,

die Arbeiter nur als Stimmensucher bei den Wahlen zu gebrauchen.

Die Arbeiter sind gut genug, als Vertrauensleute treppauf, treppab zu steigen und die Wähler heranzuziehen. Den Lohn, den

sie dafür bekommen, sieht man jetzt. Von den besseren Danten gibt sich keiner zu Vertrauensposten her, und im Mittelstand sieht man nur selten dergleichen. Das Gros wird von den Arbeitern gestellt. Wenn aber der Herr Bischof kommt oder wenn Prozeßion ist,

dann müssen die Kumpels und die Fabrikarbeiter hinten am Schwanz laufen, und die Herren im Zylinder sind vorn an!

Auch die Parteiversammlungen haben für die Arbeiter wenig Wert. Manigfaltig bei uns. Da wird von allen möglichen Sachen geredet, und nur das, was den Arbeiter interessiert, wird vorzüglich imangenen. Auch solleibenden Mittelstand ist stets die Rede, von der notleidenden Landwirtschaft ebenfalls. Die meisten Anwesenden zahlen keine Parteibeiträge mehr. Sie sagen, die Partei solle sich erst einmal gegen die Arbeiter anders aufstellen und alle Ständegruppen gleich behandeln. Besonders bei der Aufstellung der Kandidaten für die Parlamente.

Die Arbeiter in den katholischen Vereinen sind, das müssen sich auch gewisse Führer im Zentrum gesagt sein lassen, genau so gesonnen wie ich und meine Kollegen. Leider können sich die meisten nicht in einer Versammlung ausdrücken, da sie kein Redneramt haben und sich fürchten, sich zu blamieren. Die Unzufriedenheit ist aber sehr groß. Und wenn die Sozialdemokratie nicht noch stärker in Mitleidenschaft fände,

dann würden sie alle dorthin gehen oder wenigstens aus Protest sozialdemokratisch werden trotz der religiösen Bindungen.

Die Partei und die Parteipresse muß sich bald umstellen, sonst will ich es bei den kommenden Wahlen bedauern. Ich bin selbst ein Mann von beinahe 50 Jahren, ein überzeugter Katholik, habe drei Söhne als Steiler Vater und eine Tochter als geistliche Schwester. Ein Beweis, daß ich es ernst mit meinem Glauben nehme.

Aber ich bin trotzdem nur mit Widerwillen im Zentrum.

Als junger Mann war ich mit Leib und Seele für die Partei und habe manche Arbeit als Vertrauensmann geleistet. Ebenso wie ich als christlicher Gewerkschafter überall meinen Namen gefunden habe. Und in meiner Stimmung sind viele andere.“

Reichskabinett und Etat.

Beratung am 14. Januar. — Deckungsvorlagen abgeschlossen

Der Etat für das Jahr 1929 ist soweit fertiggestellt, daß er in den nächsten Tagen dem Reichskabinett zur Stellungnahme zugestellt werden kann. Das gleiche gilt für die Steuervorlagen, die der Reichsfinanzminister zum Ausgleich des Etats vorschlägt. Der Entwurf des Etats ist balanciert. Das Reichskabinett wird sich am 14. Januar mit den Vorlagen beschäftigen.

Der Haushaltsausfluß des Reichstags ist zu seiner ersten Sitzung nach der Weihnachtspause für Dienstag, den 15. Januar, vormittags 10 Uhr, einberufen worden. Auf der Tagesordnung steht der Nachtrag zum Haushaltsplan für 1928, der zugleich der Personaletat für 1929 ist. Verbunden mit der Beratung werden eine Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben des außerordentlichen Haushalts im ersten Halbjahr 1929, der Entwurf einer Berichterstattung über die Eingruppierung von Parteigeldempfängern und ein Berordnungsentwurf über die erste Ergänzung des Besatzungsgelezes.

Moskau gegen KPD!

Sowjetpresse widerlegt den schen Kommunistschwandel.

Die kommunistische Partei und Presse Deutschlands läßt seit langer Zeit von der Rüge, die deutsche Regierung sei in die „imperialistische Antisowjetfront der Entente“ eingeklinkert und die deutsche Sozialdemokratie sei mit dieser Schwertung einverstanden. Die deutsche Sozialdemokratie hat dagegen stets erklärt, daß sie, unbeschadet ihrer kritischen

Stellung zum Bolschewismus, jede aggressive gegen Rußland gerichtete Außenpolitik entschieden ablehnt.

In der deutschen Reichsregierung sitzen seit sieben Monaten vier Sozialdemokraten. Nach der deutschkommunistischen Theorie müßten sich infolgedessen die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland bedeutend verschlechtert haben. Ganz anderer Meinung ist jedoch die Moskauer „Krasnaja Swejda“, das Blatt der Roten Armee. Dort konnte man nämlich dieser Tage folgendes lesen:

Unter den europäischen Mächten gibt es eine, mit der wir durch eine Reihe politischer und wirtschaftlicher Verträge verbunden sind und mit welcher unsere Beziehungen sich von Jahr zu Jahr verbessern —

es ist Deutschland.

Die wiedererlebte englisch-französische Entente versucht mit verschiedenen Mitteln Deutschland von seiner politischen Ostpolitik zurückzuführen. Mit Druckmitteln und Versprechungen versucht sie Deutschland in die Antikommunistfront hineinzuziehen. Aber unsere Beziehungen zu Deutschland reifen nicht nur nicht ab, sondern bessern und vertiefen sich im Gegenteil, was durch den günstigen Ausgang der deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen nochmals bewiesen wird.

Also, in den sieben Monaten, seit Sozialdemokraten in der deutschen Reichsregierung sitzen, haben sich die Beziehungen Deutschlands zu Rußland nicht nur nicht verschlechtert, sondern verbessert und vertieft! So sagt die „Krasnaja Swejda“, das Moskauer Organ der Roten Armee. Wenn wollen nun die kommunistischen Arbeiter glauben: den deutsch-kommunistischen Subelblättern oder dem offiziellen Moskauer Organ, das ihr Lügengewebe so unheimlich gerreißt?

Der polnische Korridor.

Ein Plädoyer Jaleski.

Der polnische Außenminister Jaleski, von dessen Erziehung durch einen anderen polnischen Diplomaten wieder einmal die Rede ist, hat sich wieder einmal bemüht gesehen, in einem Amerika-Interview zu versichern, daß die gegenwärtige deutsch-polnische Grenze unabänderlich sei. Er sprach von der Unverletzlichkeit deutscher Ansprüche auf den Korridor, da der Verkehr Ostpreußens mit dem übrigen Deutschland sich ohne irgendwelche Schwierigkeiten vollziehe; ein Zugang zum Meer sei für einen 30-Millionen-Staat notwendiger als die Landverbindung einer zwei Millionen Menschen zählenden Provinz mit dem übrigen Deutschland. Endlich sei der Korridor in ethnographischer Hinsicht rein polnisch. Das Verhältnis Polens zu seinen Minderheiten sei durch weitgehende Toleranz gekennzeichnet; die Lage der deutschen Minderheit sei vorzüglich. Keine andere Minorität bestrebe soziale Rechte und Privilegien wie die Deutschen in Polen. Trotzdem gebe diese Minderheit ständig ihre Unzufriedenheit kund, was nicht der Ausdruck für die wahrhaftigen Bedürfnisse sei, sondern Mittel polnischer Propaganda, um der Welt darzutun, daß die gegenwärtige deutsch-polnische Grenzziehung nicht imstande sei, ein normales Zusammenleben dieser beiden Staaten zu ermöglichen.

Demgegenüber steht vor allem die Tatsache, daß Deutschland als einziger Großstaat der Erde durch eine Zone fremdstaatlichen Gebiets gerissen ist und daß Reichsdeutsche nach Ostpreußen nur mit polnischem Bismar oder in sich waggonmäßig verschlossenen Waggons fahren können. Nach der Vertreibung Hunderttausender Deutscher mag der Korridor allenfalls eine Polenmehrheit haben. Außer Zweifel steht aber, daß dieser Korridor die beiden Nachbarstaaten nicht miteinander verbindet, sondern voneinander trennt; das war wohl auch die Absicht der Versailler Friedensmacher bei seiner Schaffung.

Wenn man auch die nationalkulturellen Ansprüche der Deutschen in Polen nicht so behandeln kann wie die der Weißrussen und der Ukrainer, so steht doch fest, daß besonders in Pommern die Deutschen ihre Kinder vielfach nur durch Wanderlehrer deutsch unterrichten lassen können und daß diese Wanderlehrer verfolgt und eingesperrt werden. Was die polnischen Behörden in Ostpreußen mit der deutschen Schule treiben, ist aus den ungeschliffenen Beschwerden des — natürlich auch verfolgten — Deutschen Volksbundes und den sie bestätigenden Entscheidungen Colonders weltbekannt.

Sag' nicht, daß er ein Deutscher sei!

Rybnik, 8. Januar.

Der Schulleiter Beschnycki aus Biaßowig (Ostoberschlesien) wurde zu einem Monat Gefängnis verurteilt, weil er den dortigen Gemeindepfleger verurteilt hätte, indem er ihn als einen Deutschen bezeichnete.

Löbes Erfolg in den Randstaaten.

Ein Bericht des Organs der Deutsch-Letten.

Riga, 8. Januar. (Rth.)

Zu dem Vortrag Löbes im Schwarzhauptsaal in Riga schreibt die Rigasche Rundschau: Der Vortrag zu dem Vortragabend war ungeheuer, man sah Vertreter aller Nationalitäten, aller Parteirichtungen, aller Gesellschaftsklassen unserer Stadt, auch den Parlamentspräsidenten, den Ministerpräsidenten, den Außenminister sowie die Gelehrten Deutschlands, der Sowjetunion und Estlands, nebst zahlreichen Parlamentariern und Pressevertretern die ersten Reihen besetzen. Als Präsident Löbe die Tribüne betrat, erschallte lauter Beifall, der sich noch einmal wiederholte, als der Vortragende seinem Referat einen Gruß des Reichspräsidenten v. Hindenburg voranschickte.

Herzlicher Empfang in Reval.

Reval, 8. Januar.

Am heutigen Dienstag traf der deutsche Reichstagspräsident Löbe in Reval ein. Der Bahnhof war mit deutschen und estnischen Fahnen geschmückt. Der estländische Staatsälteste Rei gab zu Ehren Löbes ein Frühstück. Der Vortrag des Präsidenten Löbe über die „Notwendigkeit der Solidarität Europas“ wurde mehrfach an den Stellen durch Beifallstundgebungen unterbrochen, die die engen Beziehungen zwischen dem deutschen und dem estnischen Volke betrafen. Bei dem Essen, das der Präsident des estländischen Parlaments, Einbund, gab, hielt dieser eine herzlich gehaltene Rede und brachte ein Hoch auf das deutsche Volk und den Reichstagspräsidenten Löbe aus, worauf das Orchester das Deutschlandlied spielte.

In der Antimotrade dankte Löbe für den herzlichen Empfang und äußerte seine Freude darüber, daß die kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Estland immer enger würden. Er schloß mit einem Hoch auf Estland und den estnischen Staatsältesten.

Danach besuchte Löbe in Begleitung des Präsidenten der Staatsversammlung Einbund das Revaler Rathaus, wo ihn der Stadtrat, mit dem Bürgermeister Besson an der Spitze, begrüßte. Sodann stattete Löbe der deutschen Domschule und einer estnischen Elementarschule einen Besuch ab. Am Nachmittag hielt Reichstagspräsident Löbe im Estonia-Theater auf Einladung der Sozialdemokratischen Partei einen Vortrag über die Aufgaben des Sozialismus.

Estland für die deutsche Sprache.

Reval, 8. Januar.

Auf Antrag des Unterrichtsministers Johanson beschloß die Regierung, den früheren Ratsbeschluss aufzuheben, wonach an Stelle der deutschen Sprache die englische als erste Fremdsprache in den Schulen Estlands gelehrt werden soll. Somit trat die deutsche Sprache wieder an die erste Stelle.

Bolloten als Putschführer. Der Hinterpommener Böhm, ehemals Führer der bayerischen Hochverratsorganisation „Reichsrevolutionsliga“, wurde kürzlich als Oberleutnant in den baltischen Generalstab eingeteilt. Er hat seinen kühnen Freunden bereits seine Kunst in St. Petersburg gezeigt.

Kriegsminister Poincaré und Marschall Pétain werden bei der Beilegung des Erbkrieges Nikolai Nikolajewitsch die französische Regierung und Armee offiziell vertreten. Begründet wird dieser Bescheid des Ministerrats damit, daß der Großfürst im Weltkrieg Oberbefehlshaber des verbündeten russischen Heeres war. Dadurch wird nun die Welt daran erinnert, daß die französische Republik mit dem Zarismus solidarisch war.

Unzulängliche Sozialreformen in der Schweiz. Der schweizerische Bundesrat hat eine aus 89 Vertretern der kantonalen Regierungen, wirtschaftlichen und sozialen Verbänden des Bundes bestehende Expertenkommission mit der Prüfung der Gesetzesvorlage über die eidgenössische Alters- und Hinterbliebenenversicherung beauftragt. Die Vorlage wird von den Sozialdemokraten als vollkommen unzulänglich bekämpft.

Erfak.



„Verboten? — Tut nisch! Machen wa 'n Galentfreiz-Laden uff!“

Staat und Landwirtschaft.

Der Vorschlag einer „Aufgangsorganisation“ vor dem Hauptausschuß des Landtags

Der Hauptausschuß des Landtags begann am Dienstag die Beratung des Landwirtschaftshaushalts. Abg. Peters-Hochmann (Soz.) hob als Berichterstatter hervor, daß der Etat klar und übersichtlich gestaltet sei. Er schilderte sodann die Lage der Landwirtschaft. Er kritisierte hierbei das Verhalten der Landwirte in den einzelnen Provinzen, insbesondere in Schleswig-Holstein, und erklärte, wenn die Unruhen so forcierten, würde es nicht leicht dazu kommen, daß Arbeitslose sich zummentum und bei den Verpfändungen erscheinen, um Vieh „billig einzukaufen“. Er forderte des weiteren schnelle Zusammenlegung im Genossenschaftswesen und Beringerung der Preispanne zwischen Erzeuger- und Verbraucherpreisen sowie Beseitigung der vielen Zwischenglieder.

Abg. Schulze-Staaten (Dnat.): Die Katastrophe in der Landwirtschaft sei da. Im Osten seien 2/3 Proz. der landwirtschaftlichen Betriebe konkursreif. Die Verfallensfrist der Traubentasse sei sehr zu bedauern. Sie habe den landwirtschaftlichen Kredit erheblich geschädigt. Die „Aufgangsorganisation“ sei nichts weiter als ein großer Unfug.

Abg. Roeding (Z.) betont der Kappelerischen Denkschrift gegenüber, daß auch im Westen eine Agrarkrise bestehe. Eine Somierung müsse durch Abkehr von der einseitigen Industrieexportbeurteilung erfolgen. Eine Aufgangsorganisation im Sinne der Denkschrift lehnte der Redner ab; das würde eine Ueberführung des Kapitalbesitzes aus der Privathand in die öffentliche Hand bedeuten.

Landwirtschaftsminister Dr. Steiger

nahm hierauf das Wort und erklärte, daß die in ihrer Gesamtheit erste und besorgniserregende Lage der Landwirtschaft folgende Forderungen äußerst dringend mache:

1. Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung auf der breitesten Grundlage; dazu gehört ein geregelter landwirtschaftlicher Kreditwesen, der Erzeugungsorgan darf nicht durch nachteilige Handelsverträge gefährdet werden, und die heimische Viehzucht ist gegen Einschleppung von Seuchen zu schützen;

2. eine Senkung der Lasten;

3. die nachdrückliche Förderung des Absatzes.

Zu der Frage der Aufgangsorganisation erklärte der Minister: Ein Kreis von Maßnahmen ist zur Ausführung gekommen bzw. in der Ausführung begriffen, um der bedrängten Lage der ostpreussischen Landwirtschaft zu helfen. Die Maßnahmen sind sowohl auf Produktions- und Absatzförderung als auch auf Schulden-

erleichterung gerichtet. Es werden sich teilweise sofort, teilweise erst im Laufe der Jahre auswirken. Schon jetzt zeigt sich aber, daß in der nächsten Zeit mit einem starken Angebot von Gütern zu rechnen ist, für das sich keine Käufer finden werden. Dies könnte auch den Realcredit in starke Mitleidenhaftigkeit ziehen und damit die an sich nicht gefährdeten Betriebe. Um dem entgegenzuwirken, ist die Umschuldungsaktion des Reiches fortzusetzen.

Zur Entlastung des Gütermarktes soll der Erwerb von Gütern in planmäßigen Einsernahmen mit dem Fiskus und den Siedlungsgesellschaften erfolgen.

Die Siedlung soll ihre Tätigkeit wesentlich erhöhen. Die erforderlichen Mittel für den Ankauf der Güter müßten aus den Zwischenkreditmitteln des Reiches flüssig gemacht werden. Für die Hauszinssteuerbarheiten hätte Preußen aufzukommen. Die nicht für die Siedlung geeigneten Betriebe oder die Betriebe, die zwar für die Siedlung geeignet, aber zurzeit von den Siedlungsgesellschaften nicht aufgenommen werden können, werden vom Domänenfiskus erworben. Inwieweit Anlieger Landbesitzer haben, soll es berücksichtigt werden. Betriebe und Ländereien, die ihrer Natur nach keine Eignung für die Landwirtschaft haben, sollen vom Fiskus erworben und aufgefressen werden. Die Erwerbungen durch den Fiskus erfolgen im Rahmen der zur Verfügung stehenden und der noch etwa herbeizustellenden Mittel.

Abg. Dr. Schöten (D. Sp.) beleuchtete die Lage auf dem Gebiete der Siedlung, die vor allem in den Grenzgebieten, wo die Städte ihr Hinterland verloren hätten, dringlich sei. Land sei noch genug verfügbar, erst ein Viertel von den erworbenen 137 715 Hektar sei zu Kaufbedingen verhandelt. Seine politischen Freunde wendeten sich entschieden gegen maßlose Zerstückelung des Großbesitzes und lehnten die Aufgangsorganisation als einen Schritt auf dem Wege zum Staatssozialismus ab. Sie trügen sich mit dem Gedanken, gegen diese das Privateigentum angreifenden Pläne die Gesamtpartei zur Abwehr aufzurufen.

Abg. Brandenburg (Soz.) führte als Gründe für die Abwanderung der Landarbeiter die schlechten Lohn- und Wohnungsverhältnisse auf dem Lande an. Er schilderte einige Fälle, in denen Landarbeiter in rüchlichster Weise im Winter aus ihrer Wohnung hinausgeworfen seien. In der Unfallversicherung mangelte es noch an der notwendigen Kontrolle. Der Redner wandte sich sodann gegen eine Hinausführung des Rotationsrats für ausländische Arbeiter, zumal so viele Deutsche keine Arbeit finden.

Die Beratungen werden am Mittwoch fortgesetzt werden.

„Landwirt Eder.“

Eine Entscheidung des Wahlprüfungsgerichts des Reichstags.

Das Wahlprüfungsgericht beim Reichstag prüfte die Wahlen in den Wahlkreisen IV (Pommern-Mecklenburg), V (Schlesien), VII (Schleswig-Holstein-Hamburg) und XIII (Bayerisch-Schwaben). Die Wahlen werden in allen Wahlkreisen für gültig erklärt.

Besonderes Interesse erweckten die Verhandlungen über die Wahl im Wahlkreisverband Bayern-Südost. Hier lagen Wahlbeschwerden gegen die Wahl des Landwirts Hans Eder in Cham (Bayerischer Bauern- und Mittelstandsbund) vor. Die Beschwerdeführer machten geltend, daß der an zweiter Stelle des Kreiswahlvorstandes des Bayerischen Bauern- und Mittelstandsbundes aufgestellte Bewerber richtig Johann Ederer heiße und von Beruf nicht Landwirt, sondern Redakteur und Geschäftsleiter einer Zeitung sei.

Das Wahlprüfungsgericht kam nach längerer Aussprache und Beratung zu folgender Auffassung: Wenn feststand, daß die Bezeichnung „Landwirt“ und in Verbindung damit der Name Eder gebraucht worden sei in der Absicht, die Wählermassen zu täuschen, und wenn weiter eine unbestimmbare Anzahl von Personen sich durch diese Täuschung hätte beeinflussen lassen, dann würde die Folge nicht nur die Ungültigkeit der Wahl des Abgeordneten Ederer, sondern des ganzen Wahlkreises gemessen sein, und es hätte dann eine Neuwahl im ganzen Wahlkreis vorgenommen werden müssen.

Das Wahlprüfungsgericht ist der Auffassung, daß weder das beigebrachte Material, noch der Inhalt der allgemein gehaltenen Beschwerden zu dieser Feststellung ausreichen und daß mangels solcher bestimmter Tatsachen auch eine vom Wahlprüfungsgericht angeordnete Beweisaufnahme nicht zu einem positiven Ergebnis hätte führen können. Weiter war das Wahlprüfungsgericht der Auffassung, daß weder die Rüge der unrichtigen Bezeichnung des Namens, noch des Standes im vorliegenden Falle ausschlaggebend war, um die Wahl im besonderen Falle des Abgeordneten Ederer für ungültig zu erklären.

Ein feuriger Alterspräsident.

Genosse Bouisson einstimmig zum Kommerpräsidenten wiedergewählt.

Paris, 8. Januar. (Eigenbericht.)

Die Kammer fand mit dem üblichen Zeremoniell zusammengetreten. Die Eröffnungsrede hielt der 82jährige Alterspräsident Sibille. Seine Ausführungen gingen über eine gewöhnliche Eröffnungsansprache hinaus und hatten teilweise offen polemischen Charakter. Der Alterspräsident hob zunächst den Arbeitseifer der Kammer im vergangenen Jahr hervor, dem die pünktliche Erledigung des Budgets zu verdanken sei; die Kammer habe sich glücklicherweise nicht um jene gekümmert, die durch neue Forderungen das Gleichgewicht des Budgets in Unordnung bringen wollten. Die Parlamentarier würden heute von rechts und links angegriffen und für bedauerliche Einzelfälle verantwortlich gemacht. Unter dem Beifall einer von Hoch und Reichshof verblenden Menge würdigen die Gegner der Republik von rechts und links deren baldiges Ende an. Aber die Gegner des Parlamentarismus könnten nur zerstören, nicht aufbauen.

Diese Zurückweisung der Angriffe gegen das Parlament und die Aufzählung der Fortschritte des vergangenen Jahres von der Stabilisierung bis zum Kellogg-Pakt fand den enthusiastischen Beifall fast des ganzen Hauses. Die gesamte Halle begann jedoch referenziert zu werden, als der Präsident mit feurigen Worten die Kammer zur Annahme der Kongregationsgesetze ermahnte; es sei die Pflicht der Kammer, dem religiösen Frieden zu dienen. Die Redaktionen sollten auf den Anspruch verzichten, daß ihr Glaube der allein wahre ist, die Weisheit aber den Glanzen der anderen respektieren. Er selbst habe sich von der Bedeutung der Arbeit der Kongregationen im Auslande für Frankreich überzeugt.

Die Kammer wählte dann den sozialistischen Präsidenten Bouisson einstimmig wieder. Das neue Bureau wird sich am Donnerstag der Kammer vorstellen. Anschließend beginnt die Interpellationsdebatte.

Der neue Botschafter Deutschlands in Moskau, Dr. Dittgen, hat sein Amt unter den üblichen Formalitäten angetreten.

Der Raub auf der Kadolzburg.

Die angeklagten Berliner Kunsthändler sagen aus.

Jülich, 8. Januar.

Im Verlauf des Prozesses gegen das Konjunktions- und Kunsthandlaren- und gewerkschaftlichen Verbrechens wegen des Bilderraubs auf der Kadolzburg erklärte der Angeklagte Kunsthandler Lippmann weiter, daß er zweimal Geld für die Reise nach der Kadolzburg gegeben habe, im ganzen etwa 600 Mark. Das erstemal sei die Bahn, das zweitemal ein Auto benutz worden.

Staatsanw.: Sollten die Bilder nicht nach dem Diebstahl nach Holland zur Auktion gebracht werden, wo Sie sie scheinbar im guten Glauben erwerben wollten? — **Angekl. Lippmann**: Nein, Holland liefert ja gestohlene Sachen wieder aus. Sie sollten in Paris versteigert werden, denn nach französischem Recht werden sie durch die dortige Versteigerung gerichtlich unantastbar. — **Staatsanw.**: Welchen Wert hatten Sie sich als Erlös zurückerwartet? Die beiden hatten doch schließlich 6000 Mark verlangt. — **Angekl. Lippmann**: Ich hielt die Bilder zuerst für unbekannt und wertvoll, deshalb hatte ich mir einen höheren Gewinn herausgerechnet. Als Original Grünwald hätten sie im regulären Kunsthandel vielleicht 300 000 bis 400 000 Mark gebracht. — **Staatsanw.**: Wollen Sie behaupten, daß Sie aus Grund des § 175 ein Opfer der Erpressung geworden sind? — **Angekl. Lippmann**: Ich bin nie direkt erpreßt worden. Ich habe meinen ganzen Besitz Mayer anvertraut, der ihn veräußert hat. Dieses Abhängigkeitsverhältnis war nicht ganz ungesund, aber dabei ist nicht von sexuellen Handlungen die Rede, sondern nur von einem psychischen, keinem festlichen Verhältnis.

In Mayer, der mir alles nahm, sogar meine Bekleidung, stand ich in einem blühenden Hingebensverhältnis.

Ich weiß nicht, ob er sich dessen bewußt war. Jedenfalls hat er seinen Vorteil daraus gezogen. Ich konnte nicht los von ihm, er war mir zur Lebensnotwendigkeit geworden. Ich ließ durch meine mittlere Host sein Einfluß ganz geschwunden ist. Bei dieser Zeit war sein Eimerhältnis für mich entscheidend. Wie hätte ich eingewilligt, wenn Mayer nicht einverstanden gewesen wäre. Im übrigen hätten Schmidt und Graste nach seiner, Lippmanns, Beihilfe noch Zeit genug gehabt, sich genau zu verachtern, ihn zu bestrafen.

Der Angeklagte August Mayer.

ein dreißigjähriger Mann, gab an, daß er zunächst Medizin studiert habe und 1920 mit Lippmann bekanntgeworden sei, um dann ganz in dessen Dienste zu treten. Im Laufe dieses geschäftlichen Verhältnisses sei es öfters zu Streitigkeiten gekommen, aber eine Trennung sei wegen der noch schwebenden Schäden unmöglich gewesen. — **Borl.**: Spielte der § 175 eine Rolle? — **Angekl. Mayer**: Nein, niemals. Das kann Lippmann auch nicht behaupten. Der Angeklagte Mayer betonte weiter, daß Lippmann und er eine Anzahl erfolgreicher Transaktionen mit dem Kunsthandler Baum in Berlin durchgeführt hätten, und durch diese seien sie mit dem Kunsthandler Demmer bekanntgeworden. Durch dieses Verhältnis habe er, Mayer, von dem Dr. Riegel erstandene Bilder auf der Kadolzburg erstanden und habe sie dann gemeinsam mit Demmer und Riegel befristet. Nachdem er mit Lippmann über den Wert dieser Bilder gesprochen habe, sei mit Dr. Riegel über einen eventuellen Ankauf der Bilder verhandelt worden, und seien damals die Besitzverhältnisse unklar gewesen. Im Zusammenhang hiermit erklärte sich der Angeklagte auch über die Vernehmung der ihm von Lippmann zur Verfügung gestellten Gelder, die nach seiner Darstellung ordnungsmäßig verwendet worden seien. Als er nach Erledigung einiger Geschäfte nach Berlin zu Lippmann gekommen sei, habe ihm dieser erzählt, er hätte Schmidt nach der Kadolzburg

geschickt. Bei dieser Gelegenheit habe er Lippmann vor Schmidt gewarnt, weil dieser ihm schon einmal einen merkwürdigen Vorschlag gemacht hätte, unbekannte Sachen zu „besorgen“, weil er dafür Leute an der Hand habe. Lippmann habe deshalb Schmidt auch zur Rede stellen wollen. Einige Tage später habe er ihm dann einige von Schmidt auf der Kadolzburg angefertigte Ortsfotos vorgelegt. Näheres über diese Angelegenheit will er aber nicht gemutet haben. Erst nach einer Reihe von Tagen habe ihn Lippmann wieder zu sich gerufen. Als ich in sein Zimmer kam, öffnete er seinen Kleiderschrank, nahm das Bild der Maria heraus mit den Worten: „Ich habe Schmidt schon 3000 Mark dafür gegeben. Im ganzen zahle ich 4000 Mark, alles übrige geht mich nichts an.“ Die Beschaffung der restlichen 3000 Mark sollte noch geregelt werden. Ich gab Lippmann zu diesem Zweck 1000 Mark, ich habe mir das Geld selbst geliehen. Bei einer zweiten Zusammenkunft gab dann Lippmann diese 1000 Mark Graste, der mir unter dem Namen Bergmann vorgestellt wurde, für das zweite Bild. Wie in allen Geschäften, sollte auch ich an dieser Sache interessiert werden, aber über eine nähere Bewertung wurde mir nichts gesagt.

Im weiteren Verlauf der Verhandlung berichtete sich zunächst der Angeklagte Mayer dahin, daß die Neufassung Lippmanns: „Wenn Schmidt die Bilder befragt, bekommt er 6000 Mark, alles andere geht mich nichts an“ schon früher gefallen sei, nämlich, als Schmidt die Stütze von der Kadolzburg vorgelegt habe. Er selbst habe jedenfalls, bis zu seiner Ueberführung der Bilder in Berlin waren, nicht an das Schmidt'sche Unternehmen geglaubt. **Borl.**: Früher haben Sie zugegeben, daß Sie von der Absicht des Diebstahls gewußt haben. — **Angekl. Mayer**: Diese Aussage habe ich später wieder zurückgezogen. Ich habe nicht gemutet, daß die Bilder durch Einbruch verschafft werden sollten. Ich weiß nur, daß der Kunsthandler Demmer bei der Beschaffung der Kadolzburg zu Dr. Riegel in Kontakt gestanden hat. Ich verstehe nicht, weshalb man sich Aufhebens mit solchen Bildern macht. Die nennt Lippmann einfach unter die Petrine und trägt sie weg. — **Borl.**: Hoffentlich ist das Ihre eigene Ansicht und nicht die Ansicht von den Gebräuchern des Berliner Kunsthandels. (Heiterkeit.) — **Angekl. Mayer**: Ich habe jedenfalls erst aus der Zeitung von dem Diebstahl auf der Kadolzburg gehört. Hätten wir von dem Einbruch gemutet, dann wären wir doch nicht so dumm gewesen, mit dem Plan umzugehen, die Bilder dem Kaiser-Friedrich-Museum in München anzubieten. Auf Befragen des Staatsanwalts befuhrte Mayer noch, daß er sehr reichlich gewesen sei und die großen Summen, die er in der Infanterie sehr leicht verdient habe, schnell wieder ausgegeben habe. Mayer erklärte dann weiter, daß andere als geschäftliche Beziehungen zu Lippmann nie bestanden hätten. Er servierte Hirsche habe er nicht das Geringste mit ihm zu tun gehabt. Lippmann habe sich wohl manchmal ziemlich ungeniert gegen ihn benommen, er habe ihn auch in durchaus normaler Weise Besuche zu Weihnachten, Ostern und Geburtsdag gemacht, aber von einem Hingebensverhältnis könne keine Rede sein. Im übrigen habe Lippmann ihm gegenüber auch nicht immer Rechnung abgelegt, wie überhaupt in den letzten Jahren keine ordnungsmäßige Buchführung geübt habe.

Die Geschäfte der Firma seien hauptsächlich aus der Briefkäse heraus gemacht worden.

Es sei eine absolut unwahre Behauptung, daß er, Mayer, ihn ausgebeutet habe. — **Angekl. Lippmann** (erregt vorirend): Und was ist aus dem Porträt in Holland geworden, aus meiner Wäsche und aus meinem Schmuck, der über 20000 Mark wert hatte und der bei unserem Zusammenwohnen allmählich abhanden gekommen ist. Der einzige, der sonst noch Zutritt zu meiner Wohnung hatte, der Schauspieler Osterberg, der hat nichts, das weiß ich, ich bin ausgelogen worden. — **Angekl. Mayer** (säheind): Was Lippmann hier sagt, bezieht sich auf geschäftliche Dinge, mit seinen alten Servietten und Handtüchern konnte ich doch nichts anfangen. — **Angekl. Lippmann**: Ich muß hier doch einen Vorgang im Hotel Bristol mit Mayer zur Sprache bringen, wenn er es nicht zugeben will, ich bitte aber die Öffentlichkeit auszuschließen.

— Da auch die Staatsanwaltschaft und die Verteidigung, ebenso wie der Sachverständige Dr. Kunz um Behandlung dieser Dinge in nicht öffentlicher Sitzung baten, wurde die Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Stille bei Erörterung dieses Punktes ausgeschlossen, der Presse jedoch die Anwesenheit im Saal gestattet.

Lippmann schilderte dann den betreffenden Vorgang, der sich ereignete, kurz nachdem er Mayer kennengelernt hatte, und zwar hat Mayer damals noch bayerische Offiziersuniform getragen. Zu strahlbaren Handlungen sei es nicht gekommen, aber aus dieser ersten Begegnung heraus habe sich eine große Sympathie für Mayer entwickelt. — Mayer bestätigte schließlich diese Darstellung mit einiger Einschränkung, worauf es über Einzelheiten der Beziehungen über beide Angeklagte noch zu längeren Auseinandersetzungen kam, bei denen Lippmann seine Mitangeklagten immer mit „Du“ und „mein Sohn“, dieser ihn aber immer mit „Herr Lippmann“ anredete.

Du kennst doch Leute . . .

Nach Wiederherstellung der Öffentlichkeit wurde der angeklagte Kunsthandler Armin Schmidt vernommen. Er schilderte, wie sich Lippmann aus unersichtlichen Gründen immer wieder großzügig angenommen habe, obgleich er wiederholt mit dem Gesetz in Konflikt geraten sei. Er habe auch in seinem Auftrag Geschäfte gemacht. Eines Tages habe ihn Lippmann zwei Photographien von Bildern gezeigt und ihm dabei gesagt, zwei weitere Bilder dieser Art befänden sich ebenfalls auf der Kadolzburg, die seien noch nie fotografiert worden und völlig unbekannt. Die sollte er, Schmidt, besorgen. Auf meine Frage, wie ich das machen sollte, erklärte Lippmann: „Durch deinen längeren Staatsaufenthalt kennst du doch Leute, die so etwas machen können.“ Immer wieder verjäherte er meine Bedenken zu zerstreuen, wobei er darauf hinwies, daß die Besitzverhältnisse an den Bildern zweifelhaft seien und daß er bereit sei, die Speise zu tragen. Ich bin jedenfalls nicht der Spiritus rector der ganzen Angelegenheit gewesen, wenn ich auch früher einmal unter dem Einfluß des Kokains irgendwelche Bemerkungen gemacht habe. Nach der Darstellung des Schmidt will er bei einem früheren Bekannten aus dem Gefängnis, namens Lütke, den er in dieser Sache ins Vertrauen gezogen habe, Graste unter dem Namen Baumgärtner kennengelernt haben. Dieser habe sich nach Kenntnisnahme des Lippmann'schen Planes bereit erklärt, den Diebstahl auszuführen. Graste verlangte 5000 Mark und 1000 Mark Vermittlungsgebühr für Lütke, womit sich Lippmann einverstanden erklärte. Von Lippmann mit Reisegeld und Informationen über den Standort der Bilder ausgerüstet, fahren Schmidt und Graste schließlich nach der Kadolzburg, wo Schmidt sich als angeblicher Kunstkenner die Bilder vom Pfarrer zeigen ließ und Stützen von den Bildern anfertigte, während Graste die Vertiefungen auspionierte. Diese Stützen habe dann Lippmann später in Berlin Mayer gezeigt, obwohl er vorher zu Schmidt gesagt hatte: „Der Mayer berstet du davon nichts sagen.“ Nach den Anweisungen Lippmanns hat sich dann Graste einige weitere Hilfe engagiert. Ursprünglich sollte nicht ich, sondern Lütke den Wagen fahren, der aber an diesem Tage verhindert war. In jedem Fall mußte die Sache beschleunigt werden, weil Lippmann Geld brauchte. Schmidt sollte dann aber nach seiner Darstellung nur von Berlin nach Leipzig fahren und dort ansteigen, weil er mit der Ausführung angeblich nichts zu tun haben wollte. Ich habe das nie als eigene Tat angesehen, so erklärte Schmidt. — **Borl.** (unterbrechend): sondern aus wissenschaftlichem Interesse (Heiterkeit). — **Schmidt**: Nein, sondern aus Gefälligkeit für Lippmann. Schließlich fuhr ich die Hof mit und kehrte nach Berlin zurück, um von Lippmann noch einmal Geld zu holen, weil inzwischen durch eine Panne unser Geld verbraucht worden war.

Die weitere Ausführung der Tat lag dann in den Händen von Graste, Jahn und Versteif, die den Diebstahl auf der Kadolzburg gemeinsam ausführten und die Bilder nach Berlin brachten.

Allerdings war bei der Rückfahrt Graste in Leipzig aus dem Auto ausgeschlagen, hatte die Bilder in einem Koffer verpackt und war mit der Bahn nach Berlin gefahren, weil man Angst hatte, daß das stark verdächtige Auto auffallen werde.

71) Soldat Suhren.

Roman von Georg von der Vring.

Copyright 1927 by J. M. Spath Verlag, Berlin.

„Dir hat er den Verstand eingetreten, der Hotelier,“ entgegnete Lurtjebam. „Weißt du noch den Glühwein, den ich für dich bezahlt habe, diese Kanneelunte? Du drücktest das Glas ein, spieltest den Elefanten, und es ging in siebzehn Stücke, wie dein Verstand.“

„Damals wollte er ihm die Hackbeinen zerhacken, wie man hört.“ läßt sich Babst vernehmen.

„Man muß ihm mal das Hotel anzünden, damit er sich nicht mehr dahinter verkrühen kann, der Eber.“ stotterte Eisen.

„Laßt ihn doch zufrieden,“ gähnt jemand.

„Wie bringt man es denn ins Brennen?“ erkundigt sich Max und beugt sich zum tausendbüchigen Male über meine beleuchtete Hand. „So'n Hotel — wie brennt es denn?“

„Wie es brennt, Soldaten?“ flüstert sich Eisen. „Man steckt — hört mal, jetzt raffelt es wieder.“

„Also doch kein Traum,“ sagt Lurtjebam häßig und steht auf.

„Also ich sage: man steckt eine Zigarette — die brennt, versteht sich — ins Strohdach, am besten in einen Strohhalm, und zwar mit dem Mundstück voran. Und so dann — dann geht man weg. Das ist meine Meinung.“

„Das geht, Eisen, das geht gut,“ stimmt Hahn bei.

„Das ist gemein!“ sagt Babst.

Doch Lurtjebam pfeift und flüstert: „Still! Die Rundschaffer mit der Traube.“

„Sie bringen auch Flaschen,“ teilt Eisen mit. „Delrichs nimmt sie schon ab.“

„Verhindern,“ ruft Lurtjebam und trampelt um die Ecke.

Wir hocken in der kalten Nacht, doch der Reis hat uns wunderbar erwärmt. Da gibt es solide und kurze Gespräche.

Eisen, der von Hahn abgelöst wird, acht zum Maschinen-gewehrstand, dem Ausgangspunkt der Bubi-Partouille. Man wünscht ihm viel Glück, und daß er die Gardinen ein wenig

Wisten werde. Er wird es auf jeden Fall, ist zoppelig vor

Ungebuld, vergißt die Handgranaten und kommt zurück, sie zu holen.

„Er geht zum Schweinefleisch — bring' mir eine Blutwurst mit!“ ruft ihm Lurtjebam nach. Eisen versichert: „Und wenn ich einen Hund kalt machen soll.“

„Rein, es geht doch nichts über einen Schützengraben,“ sagt Babst.

„Ich kenne besseres,“ äußert sich Klees, „auf dem Sofa liegen, ein Kissen im Nacken, eine Mandoline quer über dem Bauch. Dazu eine Zigarette.“

Delrichs erhehelt.

„Komme schon,“ gähnt Babst, erhebt sich und folgt ihm.

Es soll nur eine Stunde gearbeitet werden, aber nur Babst bringt die Luft dazu auf. Wir anderen bleiben sitzen und horchen, was der Mogen in der Nacht musiziert. Er spielt ein mildes Lied, und als Begleitung hört man nicht fern Delrichs und Babst arbeiten, Beischläge und das Krachen einer Schaufel. Man hat uns befohlen, den Graben weiter zu vertiefen, „in unserem eigenen Interesse“. Aber das eigene Interesse ist uns nicht begrifflich.

Lurtjebam denkt an die Flaschen und brummt: „Der Befreite geht nicht von seinem Bau weg, er hat Angst. Jeder bekommt eine — aber warum nicht sofort?“

„Eisen hat gesagt, es sei Hochheimer,“ flüstert Klees wie ein Knabe.

Aber Lurtjebam spottet: „Schaum wird es sein — was gibt man uns sonst Wein!“

„Es ist kein Schaumwein, sondern Hochheimer,“ wiederholt Klees.

„Hochheimer oder was — es ist Schaum, sage ich. Denn es ist für uns. Bin bloß neugierig, ob Alkohol drin sein wird oder bloß Ojon. Reum Flaschen, sagst du?“

„Reum Flaschen und Käse,“ sagt Klees zufrieden.

„Sonst reden sie immer: Bloß keinen Alkohol, der macht den Soldaten schlapp, die Leistungen verringern sich! — Na, melnetwegen. Aber nun —?“

„Alles Blech, was du sagst,“ erobert sich Hahn von seinem Stand herunter, denn so ist nun einmal seine Sprache, wenn es gegen Morgen geht, zur Zeit der Hahnenfrühe.

Die Dämmerung leimt, und ich erkenne Albring, der gegenüber auf der Schießbank sitzt. Er schleudert das Wischenhütchen von seiner Zigarette und sagt:

„Warum es Alkohol gibt, Schreiber?“

„Sag's, wenn du es weißt.“

„Damit du Courage hast, morgen, wenn der Russe kommt.“

„Die hat man auch ohne Wein!“ Akerikof Hahn. „Aber vielleicht haben gewisse Leute ihn nötig!“

„Recht hast du, Segelband,“ murmelt Albring, „ich werde bestimmt Wein nötig haben — verkauf' mir deine Flasche, Segelband.“

Hahn schweigt beleidigt, Segelband ist nämlich des Soldaten Erjag für Reddracht.

Lurtjebam erzählt:

„Da hast du nicht unrecht damit, was du über den Alkohol gejagt hast, Onkel. Ich kannte einen, der soff eine Flasche Schnaps, und als sie leer war, schmiß er mit ihr in ein Rubel-Russen, welche dachten, das sei eine neue Art Handgranate — war's ja auch! — und ausrissen. Jemandem Frische fragte ihn nachher: „Wißt du mein Frühstück oder das Eierne Kreuz?“ — Er sah sich den Stapel Brot an und sagte: „Das Frühstück!“ — Er war ein Schneider, doch wenn er belassen war, hatte man es eilig, ihm nachzukommen — eine Furie! Hatte er aber nicht gefossen, so war er so feige, daß er sich die Hosen vollmachte, gewaschen oder nicht.“

„Man sollte uns statt mit Handgranaten mit Schnapsflaschen ausrüsten,“ meint Albring.

„Ich sünd so böstig,“ jenseit Max Pfeiffer.

„Wich dürstet auch,“ gesteht Klees wie ein nichtsruhiger Engel.

„Der Schaum soll her!“ fordert Lurtjebam.

Man möchte jetzt kaufen, denke ich. Mir ist angst, obwohl es nur ein Gerede ist, was sie von der Schlacht sagen.

„Wartet doch die Zeit ab!“ schilt Hahn. Er befürchtet, daß er, wenn er nicht dabei ist, bei der Verteilung geschädigt werden könnte.

Albring aber steht auf und entfernt sich, eingeschlossen brummend:

„Ich hole sie. Mit Gewalt.“

Wir zwei wischen uns den Mund und kriechen aus dem Unterstand, Klees als Obhut für die Weinsflaschen und die Pakete zurücklassend. Draußen ist nun helle Frühe, halb drei Uhr, und in dem leichten Wind, der sich erhoben hat, singt eine Lerche unbändig. Die taugelüfteten Rohrbüschel der Grabenböschung kommen ins Blitzen.

(Fortsetzung folgt.)

John Lassen-New York: East Side Erinnerungen eines amerikanischen Messengerboys

Ist man Messengerboy, so erreicht der Verdienst bekanntlich keine besondere Höhe. Man verdient zehn bis zwölf Dollar, vorausgesetzt, daß man an allen Tagen der Woche arbeitet. Unter solchen Umständen stellen sich der Wohnungssuche gewisse Hindernisse in den Weg.

Man muß mit einiger Ausdauer darangehen und dann findet man schließlich vielleicht ein entsprechendes Zimmer, wo man im Notfall wohnen kann, oder von dem man annimmt, daß man hier eine geeignete Schlafstätte gefunden habe.

Als ich mir die Beine bereits müde gelaufen hatte, glaubte ich endlich „das gesuchte Zimmer“ gefunden zu haben. Es führte auf die Straße. War eine helle Stube; auch die Frau verlangte nicht übermäßig viel, zwölf Dollar für den Monat. Ich hätte mich gern mit ihr geeinigt, daß ich die Miete stets für eine Woche entrichte, doch war ihre Hauptbedingung das Bezahlen für den ganzen Monat. Da ich ein äußerst sparsamer Mensch bin, dachte ich, es würde mir schon gelingen, mich bis sechs Woche irgendwie durchzuschlagen. Vielleicht habe ich mit den Telegrammen Glück. Vielleicht gibt es eine Hochzeit, oder etwas ähnliches, das mehr Trinkgeld einbringt — man kann ja nie wissen. Man erspart das Geld beim Schlaf in der Form eines billigen Zimmers, — wenn sich dazu die Gelegenheit bietet.

Die Ueberstehung war mit keinerlei Umständen verbunden. Nachdem ich eingezogen war, bemerkte ich, daß mein Zimmer keinen „eigenen Eingang“ habe.

Im Zimmer neben der Küche schlief ein etwa zehn Jahre alter Knabe. Er hatte kein Bett, sondern nur sechs aneinander gereichte Stühle. Auf den Stühlen lag eine Decke, auf der Decke ein Kissen. Als Decke selbst diente eine Art zerrissenes Leinwand. Im nächsten Raum befand sich ein breites Bett. Auf diesem lag die Mutter, neben ihr ein bereits erwachsenes Mädchen, zwischen den beiden schlummerte ein winziges Geschöpf; zu Füßen des Bettes, längs der Lehne, schlief ein etwa dreijähriger Knabe. In einem Kloaken, durch den der Weg in mein Zimmer führte, lagen auf einem breiteren Bett ein Mann und ein kleiner Knabe von fünf Jahren.

Im Zimmer schwebte schwerer, unangenehmer Menschengeruch. Das in der mittleren Stube brennende Desinfektionsmittel füllte die ganze Wohnung in mystisches Halbdunkel.

Mein Zimmer hatte keine Tür, und die Fenster konnten nicht geöffnet werden. Ich ging zu Bett. Über die Zuzuführung mochte gar meiner Nase und ließ mich nicht einschlafen. Und plötzlich überkam mich ein unangenehmes Gefühl. Etwas kroch mir über das Gesicht. Ich empfand eine peinliche Feuchtigkeit, und gleich darauf einen durchdringenden Geruch, der mir sofort die Ursache verriet.

Ich zündete das Gaslicht an und begann meinen Feldzug. Die Wanzen — es waren Wanzen — wollten zum Sturmangriff ausgehört werden, die Stellungen nehmen. Sie schirmten in dichten Reihen vor. Vor meinem Bett türmten sich bereits ganze Papierberge, und da glaubte ich, es sei mir gelungen, endlich die Stellungen des Feindes völlig zu säubern. Ich drehte das Gas ab, doch schützte ich im nächsten Augenblick auch schon wieder heftige Bisse. Ich hätte vor Müdigkeit für einige Augenblicke ein, vermochte aber nicht einzuschlafen. Mühte kämpfen, bis zur völligen Erschöpfung. Ich konnte kaum erwarten, daß der Morgen anbreche; wollte an die Luft.

Ich hatte gehofft, die Frau werde die Miete zurückzahlen, damit ich mir beglückt ein neues Zimmer suchen könne; aber ich irrte. Die Frau gab mir nach einer heftigen Szene die zwölf Dollar nicht zurück, versprach aber, ein „großes Reinemachen“ vorzunehmen.

Als Messengerboy arbeitete ich nachts. Ging zwischen zwei und drei Uhr zu Bett und stand frühmorgens wieder auf. Das erweist sich als beste Methode, mir das Schlafen zu ermöglichen. Frühlich mich die große Müdigkeit niemals von mir. Am Morgen setzte ich mich dann an meine Bücher. Lerne, schrieb, las.

Die Frau fragte mich, ob mich die Wanzen auch nach dem großen Reinemachen noch plagten. Ich — was hätte ich sagen sollen? — beruhigte sie, daß ich nun schlafen könne.

Daraufhin brach sie unvermittelt in Tränen aus. Ich mag weinende Frauen nicht sehen. . . .

Ich fürchtete schon, daß Sie fortgehen würden — und brachte das Geld so sehr. Weiß nicht, warum mein Mann mir welches schickte wird.

„Ist das nicht ihr Mann, der zusammen mit dem kleinen Buben schläft?“ fragte ich mühsam.

„Mein Mann?“ Nein, das ist ein Verwandter, der mir in der Not beisteht. . . . Mein Mann? Der hat mich sitzen lassen, zusammen mit den vielen Kindern.“

Sie sprach mit singender Stimme, mit dem typischen east-side-russisch-jüdischen Tonfall. Ihre Augen funkelten, jede Faser ihres blauen, weichen Gesichtes zuckte wild.

„Die Rachel bringt zehn Dollar heim. Der Moritz macht nach der Schule den Schuhputzer; aber was ist das? Fünf Dollar in der Woche! Ein so großer Bengel. Wird in den nächsten Tagen zehn Jahre alt, und verdient fünf Dollar die Woche! Sagen Sie, junger Herr, — und nun wurde ihre Stimme vertraulich — „kann mein Sohn nicht bei der Western Union eine Stelle bekommen? Dort gibt es doch viele junge Burschen. Vielleicht nehmen sie ihn auf. Und er würde dort mehr verdienen.“

Ich gab ihr die Adresse, wo sich der Knabe um Arbeit melden müsse.

Gewaltiger Lärm. Die Mutter entdeckte, daß der fünfjährige Leslie Randis lutschte. Große Inquisition. Prügel, Verhör. Und es stellte sich heraus, daß der Randis von Moritz stamme. Verzweifelt, mit den Ueberresten des Suders fuchtelnd, kam die Frau zu mir herein.

„Schauen Sie her! Solche Kinder muß ich haben! Nehmen mich den Bissen vom Mund fort. Geben für solche Sachen das liebe, teure Geld aus.“

Der aus der Schule heimkehrende Moritz ahnte nicht die Gefahr, die als Hosenriemen über seinem Kopfe dräute.

Zwei Minuten verzweifelter Gejammer.

Eine kreischende, wilde, furchtbare Stimme ließ nur eines vernahmen:

„Also dafür gibst du das teure Geld aus?! Wo dafür gibst du das teure Geld aus?!“

Unten auf der Straße begegnete ich Moritz. Sein Gesicht war blutunterlaufen. Die Augen waren verschwollen. „Der Leslie bekommt nun mit mir mehr Randis,“ sagte er. „An der Seite trug er sein „business“. Und rief: „shoo shine . . . shoo shine . . .“ (Schuhe putzen). Auf die nicht glänzenden Schuhe warf er einen derart rügenden Blick, daß ich die Stiefel, würde ich in ihnen gesteckt haben, sicherlich von Moritz hätte putzen lassen.“

Samstag morgen weckte mich das Freudengeschrei der Kinder. Der kleine Leslie rief: „Der Papa ist da, der Papa ist da!“

Die Kinder zogen die am wenigsten zerrissenen Gewänder an. Ueber ihre Gesichter breitete sich Festlichkeit. Sie werden spazierengeführt. Zur Feier des Tages ging Moritz nicht Schuhe putzen. Nur Rachels Gesicht blieb düster. Sie ging in die Arbeit.

Nachdem die Kinder mit dem Vater fortgegangen waren, kam die Mutter herein. „Wieviel braucht ein Mann, um leben zu können?“ fragte sie.

Ich verstand die Frage nicht ganz. Endlich stellte sich heraus, daß der Mann von seinem Wochenlohn dreizehn Dollar für sich behalten und für seine Familie 19 Dollar abgeben müsse. Die Frau wollte jedoch dreizehn Dollar. „Dem ein alleinstehender Mann kann auch mit zehn Dollar auskommen.“

Ich sagte, daß ein Mann mit zehn Dollar jedenfalls leichter auskommen könne, als eine Frau und fünf Kinder. Nach dieser Erklärung fiel mir die Frau vor Freude fast um den Hals.

Gegen Mittag kam der Mann mit den Kindern heim.

Gleich nachher setzte die Debatte ein. Verzweifelt, lebenschaftlich, grouenhast. Das hastige, trommelnde Prasseln der Worte ließ mich nichts verstehen. Doch mußte ich, warum es sich handelte: um die drei Dollar.

Ich vernahm eine neue Stimme. Rachel kam heim. Sie ergriff für die Mutter Partei. Die Frauen stampften mit den Füßen. Unvermittelt erscholl das Lachen eines Mannes.

Die Frau kam zu mir hereingestürzt — ich möge auch ihrem

Manne sagen, was ich ihr gesagt, und rannte auch sofort wieder zurück.

Das Lachen des Mannes klang noch lauter. Langsam ging ich auf die Küche zu.

Schreie, Rinderschlägen. Durcheinander der Stämmen.

Das Lachen des Mannes war verstummt.

In der Küche stand die Frau, ein Messer in der Hand. Der Mann hielt sie beim Arm fest. Entwand ihr das Messer, das Gerölle.

Gellende Schreie.

Dann fiel das Messer zur Erde, und der Mann nahm seinen Hut. Ging.

Die Frau schluchzend: „Er will uns nur zehn Dollar geben!“

Bei der Western Union war man der Ansicht, daß der Knabe zu jung und zu khwach sei. Die Frau forderte mich auf, ich möchte mit ihnen essen.

Bei Tisch klopfte auf Moritz' Gesicht abermals Ohrfeigen nieder.

Es gab nämlich Nudeln und Kartoffeln mit gerösteten Zwiebeln. Der Knabe mochte keine Nudeln und fischte die Kartoffeln heraus.

„Nimm auch Nudeln.“

„Ich mag nicht.“

„Dann nimm auch keine Kartoffeln.“

Der Knabe jedoch ist weiter.

„Ich sagte doch, du sollst Nudeln nehmen, darfst sonst auch keine Kartoffeln essen.“

Knutschellen, Lärm, der Knabe ist nicht.

„Ich bin die unglücklichste Frau der Welt . . .“

Von den Nudeln bleibt eine Menge übrig. — „Das wird zum Abendbrot sein“ — und sie wirft sie in einen Topf.

„Wie soll man nur seinen Lebensunterhalt verdienen? Die Nachbarin sagte, sie werde mit eine Adresse geben, wo man Rosenkränze zu machen bekommt. Dann könnten wir alle arbeiten.“

Der kleine Leslie klatscht in die Hände:

„Auch ich? Auch ich?“

Und das dreijährige, auf der Erde sitzende Kind spricht ebenfalls, in die Hände klatschend, noch:

„Auch ich? Auch ich?“

Moritz überlegen:

„Ich bleibe lieber beim shoe-shine-business . . .“

(Mit Erlaubnis des Verlegers „Der Arbeiter“, Berlin, dem Buche „Das andere Amerika“ von John Lassen. Preis: 0,75 RM.)

Warum Tausendundeine Nacht?

Es war in einer kalten Winternacht vor etwa 200 Jahren, da pochtete junge Leute an der Tür eines Pariser Hauses, und als auf ihr heftiges Gelärm hin ein Herr im Hemde sich am Fenster zeigte, riefen sie ihm zu: „Ah, Monsieur Galland, wenn Sie nicht schlafen, so erzählen Sie uns doch eine von diesen schönen Geschichten, die Sie so gut kennen!“ Die Schattenseite des Ruhms! Die morgenländischen Märchen, die der französische Gelehrte Galland zum erstenmal übersetzt hatte, erregten damals ein solches Entzücken, daß man ihn sogar des Nachts um neue Erzählungen bat, und man fühlte sich dazu berechtigt durch die Ueberlieferungsformel, mit der die Märchen-erzählerin von ihrer Schwester aufgefordert wird: „Wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, mir eine von diesen schönen Geschichten zu erzählen, die du kennst.“ Um solchen peinlichen Aufforderungen fürderhin zu entgehen, ließ denn auch Galland in den späteren Bänden seiner Uebersetzung diese Formel vorsichtigerweise fort. Der Siegeszug, den die Märchen aus Tausendundeiner Nacht damals antraten, ist über die ganze Welt gegangen, und dieses umfangreiche orientalische Geschichtsbuch ist zur berühmtesten Märchen-sammlung der Weltliteratur geworden. Auch in Deutschland gibt es zahlreiche Ausgaben und viele Uebersetzungen, aber die erste vollständige Uebersetzung ins Deutsche ist erst jetzt vollendet worden. Es ist die bewundernswürdige Leistung des Orientalisten G. v. L. Littmann, der in neun Jahren dieses Werk von über 5000 Seiten in sechs Bänden im Insel-Verlag veröffentlicht hat. Littmann gibt im Schlußband eine eingehende Darstellung der Entstehung und der Geschichte des Märchenbuchs, die viele Rätsel löst und uns u. a. auch mitteilt, weshalb gerade tausendundeine Geschichte hier gesammelt wurden. Wir hören zum erstenmal von arabischen Schriftstellern im 10. Jahrhundert, daß damals zu Bagdad ein „Buch der tausend Nächte“ bekannt war, das aus dem Persischen überetzt war. Es ist nicht anzunehmen, daß die Zahl 1000 ursprünglich wörtlich gemeint war. Für den einfachen Verstand ist schon 100 eine große Zahl, und „vor 100 Jahren bedeutet daher bei orientalischen Geschichtsschreibern oft so viel wie „vor langer Zeit“. Aber 1000 ist fast sozial wie „unzählbar“. Der Titel sollte also zunächst bedeuten, daß eine ganze Menge von Geschichten hier vereinigt war. Warum aber 1001 Nacht? Diese Ziffer kam auf, als seit dem 11. Jahrhundert die Länder des islamischen Orients unter türkischen Einfluß gerieten. Im Türkischen sagt man „bin dir“, d. h.

1001 für eine große Anzahl. So gibt es in Kleinasien eine Ruinenstätte, die „1001 Kirche“ heißt und in Konstantinopel einen Ort, der „1001 Säule“ genannt wird; tatsächlich finden sich dort aber weder so viel Kirchen noch so viel Säulen. Auch die Furcht vor der runden Zahl, die im Orient verbreitet ist, kam hinzu, und so nannte man die Sammlung das „Buch der 1001 Nächte“, und als man später die Zahl wörtlich nahm, mußten auch so viele Erzählungen darin vereinigt werden.

Diese endgültige Zusammenstellung des Werkes hat einen großen Zeitraum in Anspruch genommen. Die ursprünglich aus Indien stammende Rahmenerzählung von dem groufamen König und der klugen Weirstochter wurde in Persien zu einem „Buch der 1000 Abenteuer“ ausgestaltet, um 950 ins Arabische überetzt, und dann wurden Stoffe aus Indien, Persien, Mesopotamien, Syrien, Arabien, Ägypten in arabischer Sprache vereinigt und mit einem islamischen Firnis bedeckt. Diese Form der Vereinigung verschiedenartiger Elemente läßt sich noch heute in der Ungleichheit des Erzählungsstils erkennen. Es gibt Geschichten, die mit größter Kunst vorgetragen werden, und andere, deren einfache Prosa sich der Sprache des täglichen Lebens nähert. Die große sprachliche Schönheit mancher Geschichten zeigt sich in der Verwendung der überaus künstlichen Reimprosa und in der Einsteigerung zahlloser Gedichte, deren Zahl etwa 1250 beträgt. Auch die Geschichten selbst gehören den mannigfaltigsten Gattungen an. Der eigenartigste Zauber geht von den Märchen aus, deren Pracht und Glanz sprichwörtlich geworden ist. Daneben aber finden sich hier größere Romane, ritterlich und bürgerliche, abgerundete Romane, Liebesgeschichten, deren schwärmerischer Grundzug jene Haltung der arabischen Liebesepik vertritt, die keine in dem Gedicht von den „Asra“ verherrlicht hat, „welche sterben, wenn sie lieben“. Im bunten Durcheinander trifft man auf herbe Satire und auf Kriminalgeschichten, die besonders in Ägypten heimisch waren, auf ernste Sagen und Legenden, auf lehrhafte Geschichten und Humoresken, auf Erzählungen von Seefahrern und kleine Anekdoten. Dadurch aber ist dieses Buch einzig in seiner Art, daß es ein ungeschminktes Bild des muslimisch-arabischen Mittelalters in seiner ganzen Vielseitigkeit bietet, und in ihm ziehen die Motive der Volkserzählungen aus vielen Ländern und vielen Zeiten an unseren Augen vorüber, da die islamische Kultur eine Fortsetzung und Zusammenfassung vieler anderer Kulturen ist.

Dichtung und Wahrheit

Man schreibt uns: Im neuesten Roman der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf „Das Mädchen aus Dalarna“ sagt der Held des Romans, Karl Artur Ekensted, zu seiner Braut im Jörn: „Gott soll für mich die Wahl treffen. Das erste unverheiratete Mädchen, dem ich begegne, soll meine Frau werden.“ In diesem Fall, wie so oft, hat Selma Lagerlöf, der Behauptung eines schwedischen Literaturforschers zufolge, eine wahre Begebenheit als Romanstoff behandelt. In den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat sich ein ähnlicher Vorfall in einer ehrwürdigen schwedischen Familie abgespielt. Der Sohn des Professors und Architekten Per Ekenberg aus Stockholm, Kaplan Karl Christian Ekenberg, im kleinen Landort Sittuna, war mit Charlotte Wierström verlobt. Nach einem heftigen Streit mit seiner Verlobten schwor Ekenberg, das erste Mädchen, das er treffen werde zu ehelichen. Die Familiengeschichte des Hauses Ekenberg erzählt, daß Karl Ekenberg sich nach dem Bruch mit seiner Braut auf die Landstraße begab, um seinen Schwur zu erfüllen. Das erste Mädchen, das ihm auf der Landstraße begegnete, war die Tochter eines Soldaten aus der Ortschaft Garberg in der Gemeinde Aehrdalen, Kerstin Prof. Sie verkaufte Wollwaren, wie es Mädchen aus Dalarna oft zu tun pflegen. Im Roman Selma Lagerlöfs heißt es, daß Karl Artur Ekensted ein junges Mädchen traf, „das nicht aus seiner Ortschaft war. Es war ein Mädchen aus Nord-Dalarna, das herumging und Woll-

waren verkaufte.“ Es liegt auf der Hand, daß Kerstin Prof. die Gestalt aus dem Leben, mit Ansa Swärd, der Heldin des Romans „Das Mädchen aus Dalarna“, identisch ist.

Diese wahre Begebenheit benutzte die Verfasserin aber nur als Kern der Dichtung. Die Ehe des Arturs des Romanhelden, des Kaplans Ekenberg, mit dem Mädchen, das er auf der Landstraße kennengelernt hatte, war nicht glücklich. Die junge Frau besah allerdings das, was man als „Herzensbildung“ zu bezeichnen pflegt, jedoch war der Standes- und Bildungsunterschied zwischen beiden Ehegatten dennoch allzu groß. Nach einigen Jahren wurde Kerstin dessen überdrüssig, die Rolle einer Pastorsfrau zu spielen, und flüchtete mit ihren beiden Kindern nach der Heimatstadt Garberg — im Roman heißt die Stadt Wadstaby — über. Ekenberg verließ daraufhin seine Pfarre und zog auf die Landstraße, ohne einen Pfennig in der Tasche, südwärts wandernd. Er nahm dann Aufstellung in einer Bibliothek und bot seine Frau, zu ihm zurück-zukehren. Kerstin weigerte sich, die Bitte ihres Mannes zu erfüllen. Drei Jahre später kam Ekenberg nach Sittuna zurück und fiel immer tiefer in Not. Er suchte seine Frau in Garberg auf, wo auch sie mit bitterem Elend kämpfte. Die Gatten nahmen das Zusammenleben wieder auf, beide vom Schicksal gezeichnet. Ekenberg starb im Jahre 1868. Seine Witwe überlebte ihn um 21 Jahre. Selma Lagerlöf hat sich also in ihrem, in ganz Skandinavien in kürzester Zeit sehr populär gewordenen Roman an die äußeren Umrisse der Handlung, wie sie das Leben gezeichnet hat, ziemlich genau gehalten.

Gute Wirtschaftslage Frankreichs.

Keine Arbeitslosigkeit. — Sparvermögen wie 1913. — Wieder Kapitaleporteur.

Die bevorstehenden Verhandlungen über die endgültige Regelung der deutschen Reparationsschuld, bei denen Frankreich als größter Gläubiger Deutschlands auftreten wird, läßt einen kurzen Ueberblick der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage Frankreichs besonders zeitgemäß erscheinen.

Will man sich ein Urteil über die wirtschaftlichen Verhältnisse Frankreichs bilden, so muß man eine kurze Schilderung der wirtschaftlichen Struktur des Landes voraussetzen. Frankreich ist auch heute, trotz zunehmender Industrialisierung, noch vorwiegend ein Agrarstaat. Dank den glücklichen klimatischen Verhältnissen und der großen Bodenfruchtbarkeit wäre Frankreich in der Lage, unter den europäischen Staaten der größte Exporteur landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu sein, wenn die Landwirtschaft nicht in technischer Hinsicht zu rückständig wäre — eine Rückständigkeit, die u. a. darin zum Ausdruck kommt, daß der Prohektarertrag z. B. für Weizen in Frankreich nur 14,5 Doppelzentner gegen z. B. 18,8 Doppelzentner in Deutschland und 25,5 Doppelzentner in Dänemark 1927 betrug, woraus erhellt, daß die landwirtschaftlichen Möglichkeiten in Frankreich noch längst nicht vollständig ausgenutzt sind.

Die Landwirtschaft ist der einzige französische Wirtschaftszweig, der den Vorkriegsstand noch nicht wieder erreicht hat.

Für Weizen, das wichtigste Nahrungsmittel der Franzosen, ist die durchschnittliche Vorkriegsernte, trotz Elch-Lothringen und des vollständigen Wiederaufbaues der ehemaligen Kriegszone, noch in keinem einzigen Jahr der Nachkriegszeit erreicht worden. Auch für die Gesamternte der wichtigsten Getreide- und Futtermittel steht das Ergebnis bisher noch erheblich hinter dem Durchschnitt von 1904/13 zurück. Alles das ist eine Folge der verhältnismäßig geringen wirtschaftlichen Aktivität der französischen Landwirtschaft und der höchst unzureichenden landwirtschaftlichen Exportorganisation.

Bemerkenswert ist die Landwirtschaft ferner durch die starke Abwanderung vom Lande, die zum Teil eine Auswirkung der günstigen und bevorzugten Lage ist, in der sich die französische Industrie zurzeit befindet. Die Industrie zieht Arbeitskräfte durch höhere Löhne an und trägt auf diese Weise sehr stark zur Entleerung des ländlichen Landes bei. Sowohl der Landwirtschaft wie der Industrie mangelt es an einheimischen Arbeitskräften in einem Umfang, der die Benutzung ausländischer Arbeitskräfte zur ständigen Notwendigkeit macht. Aus diesem Grunde ist die Ein- und Rückwanderung ausländischer Arbeitskräfte ein gewisser Gradmesser für die jeweilige wirtschaftliche Konjunktur, und es ist bezeichnend für ihren Verlauf, daß, während im Jahre 1927 die Zahl der in ihre Heimat Zurückgekehrten die Zahl der nach Frankreich Einwanderten überstieg, 1928 wieder die Einwanderten, von Vierteljahr zu Vierteljahr in steigendem Maß, die Heimkehrer übertrafen.

Die längst überwundene Stabilisierungskrise.

In der Tat hat sich seit dem zweiten Vierteljahr 1927 die industrielle Produktion in Frankreich in aufsteigender Linie bewegt, nachdem sie im Lauf des ersten Vierteljahres 1927, im Zusammenhang mit der Mitte 1926 erfolgten tatsächlichen Stabilisierung des Franken, eine gewisse Depression durchgemacht hat. Vergleicht man den gegenwärtigen Stand der industriellen Aktivität Frankreichs mit der des Jahres 1913, so ergibt sich im Durchschnitt für sämtliche Industriezweige, dem Index nach, eine Steigerung von 100 auf 126, also um 26 Proz. (In Deutschland noch nicht 10 Proz.) Diese Steigerung erreichte im September vorigen Jahres bei der mechanischen Industrie (Maschinenbau, elektrotechnische Industrie, Schiffbau usw.) 41 Proz., in der Automobilbranche sogar 400 Proz., wogegen allerdings z. B. die Textilindustrie im Durchschnitt für 1928 nur gerade den Vorkriegsstand erreicht hat, trotz des Hinzutritts der großen elfassischen Textilwerke.

Diese sehr günstige Gestaltung in der industriellen Produktion, die übrigens nicht nur während der Jahre 1927 und 1928 zu beobachten war, sondern im großen und ganzen kennzeichnend ist für die ganze Zeit seit 1921, hatte die günstigsten Auswirkungen auf den französischen Arbeitsmarkt gezeitigt.

Frankreich ist das einzige westeuropäische Land, das eine größere Arbeitslosigkeit in der Nachkriegszeit überhaupt nicht gekannt hat.

Selbst während der Zeit starker wirtschaftlicher Depression, z. B. im März 1921, erreichte die Zahl der unterstützten Vollerwerbslosen nur 91 225. Ende Dezember vorigen Jahres zählte man in ganz Frankreich 895 registrierte und unerfüllte Vollerwerbslose. Allerdings sind hierbei die automatische Arbeitsmarktregelung durch Zu- und Abzug der ausländischen Arbeiter und die unzureichende Erwerbslosenstatistik Frankreichs zu berücksichtigen.

Die Lohnhöhe der Industriearbeiterschaft ist allerdings nur gerade der Steigerung der Lebenshaltungskosten gefolgt. So betrug z. B. der Lohn eines Untertagarbeiters in den Kohlenbergwerken im Durchschnitt für ganz Frankreich im zweiten Vierteljahr 1928 33,16 Fr. gegen 3,96 Fr. 1913 pro Tag, was einer Verzehnfachung

der Lohnhöhe nicht mal gleichkommt, und der Verdienst eines Ueber-tagarbeiters belief sich nur auf 24,26 Fr. gegen 4,02 Fr. 1913, was knapp einer sechsfachen Erhöhung entspricht. Die Lebenshaltungskosten dagegen haben im Durchschnitt für das ganze Land zur gleichen Zeit mindestens das Sechsfache im Vergleich zu 1913 erreicht. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Bergarbeiter zu den gut bezahlten Arbeitergruppen gehören. Dieser relativ niedrige Stand der Arbeitslöhne in Frankreich ist, abgesehen von der mangelhaften Organisation der Arbeiter, weiter darauf zurückzuführen, daß die vielen ausländischen Arbeiter (Polen, Italiener, Spanier usw.) doch einen gewissen Druck auf die Lohnhöhe ausüben, wenn es auch Grundlag ist, daß die Ausländer nur zu den gleichen „landesüblichen“ Bedingungen eingestellt werden sollen.

Auch die Rentabilität der französischen Industrie ist dem guten Beschäftigungsgrad entsprechend, sehr günstig. Darauf deutet der Kursstand der Aktien hin, der im Durchschnitt für 1927 287 (1913 = 100) betrug und im September 1928 sprunghaft den ungewöhnlich hohen Stand von 431 erreicht hat. Unter diesen Papieren weisen einzelne, wie z. B. Versicherungswerte, eine Indexzahl von 781 auf, und die Aktien der Bauindustrie zeigten einen Anstieg von 392. Dieser hohe Kursstand läßt auf das große Vertrauen in die wirtschaftlichen Aussichten der französischen Industrie schließen.

Entsprechend dieser günstigen Gestaltung der industriellen Verhältnisse hat auch die Spartätigkeit und die Kapitalbildung in Frankreich in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht.

Die Sparguthaben werden Ende 1928 annähernd den Stand des Jahres 1913 wieder erreicht haben.

auch wenn man in Goldfranken rechnet. Dabei beansprucht der immerwährende Kapitalmarkt von Jahr zu Jahr steigende Beträge: im Monatsdurchschnitt für 1925 sind von französischen Erwerbsgesellschaften für 307,5 Mill. Fr., für 1926: 400,5 Mill. Fr., für 1927: 618,8 Mill. Fr., im Juli 1928: 1155,0 Mill. Fr., im August 441,7 Mill. Fr. und im September 333,7 Mill. Fr. Kapitalanlagen durchgeführt worden. Diese Kapitalaufnahme diente weniger Ausweidungen als der Erweiterung und Rationalisierung bereits bestehender Unternehmungen. Im übrigen bildet sich allmählich in Frankreich wieder der Vorkriegsstand heraus: die starke Kapitalbildung findet im eigenen Lande nicht ausreichende Bewertungsmöglichkeiten. Es entsteht daher ein Ueberangebot an Kapital, das zu einer Senkung des Zinsfußes führt. Der Diskontsatz der Bank von Frankreich sank in der Zeit vom Dezember 1926 bis Anfang Januar dieses Jahres von 7 Proz. auf 3,5 Proz. — der niedrigste Satz, der überhaupt international zu verzeichnen ist (nur die Schweiz hat zurzeit den gleichen Diskontsatz). Die geringe Höhe der einheimischen Verzinsung führt dazu, daß französisches Kapital sich wieder in härterer Maße dem Ausland zuwendet und Frankreich immer mehr in seine

alle Rolle eines Gläubigerstaates

zurückgeworfen beginnt. Am ist allerdings Frankreich durch den Krieg an die Vereinigten Staaten und an England hoch verschuldet, was bekanntlich Frankreichs Eisen, aus Deutschland möglichst viel Reparationsgelder herauszuholen, besonders anstößt. Da die Schuldenabkommen mit Amerika und England noch nicht ratifiziert sind, obwohl Frankreich zehlt, kann nach kein Mensch die bestimmte Höhe dieser Schuld. Über selbst wenn die endgültige Festsetzung der französischen Schulden den für Ende 1927 errechneten Betrag von 32,7 Milliarden Goldfranken erreichen würde, was nicht sehr wahrscheinlich ist, so hängt die wirtschaftliche Bedeutung dieser Schuld davon ab, wie sich die endgültige Verzinsung und Tilgung dieser Schuld gestalten werden. Ueber all diesen Dingen schwebt einwillen Unklarheit.

Die finanziellen Schwierigkeiten Frankreichs liegen auch gar nicht in der auswärtigen Verschuldung, sondern im französischen Staatshaushalt. In diesem Jahr balanciert der französische Staatshaushalt mit rund 45,4 Milliarden Franken. Davon entfallen allein auf die Ausgaben des Kriegs- und Marineministeriums rund 9,7 Milliarden, 1,3 Milliarden mehr als im Vorjahre. Diese 9,7 Milliarden Franken verschlingen somit ein Viertel bis ein Fünftel aller Einnahmen. Frankreichs wirtschaftliche Notlage ist somit nicht zuseh durch die riesigen Aufwendungen für Rüstungszwecke zu erklären.

Das Entwicklungsstadium der französischen Volkswirtschaft kann man zusammenfassend dahin kennzeichnen, daß Frankreich die großen Schäden überwinden hat, die ihm der Krieg zugefügt hat, daß die Frankentwertung während der Jahre 1919/26 für die Wiederaufrichtung der französischen Wirtschaft scheinbar günstig gewirkt hat, daß schließlich die tatsächliche Stabilisierung des Franken (Mitte 1926) nur vorübergehend den günstigen Verlauf der Wirtschaft gehemmt hat, so daß ein Jahr später die gezielte Stabilisierung (25. Juni 1928) bereits wieder in die Zeit wirtschaftlicher Hochkonjunktur fiel.

II—St.

Gekittetes Kartell.

Eine Verlängerung des Westdeutschen Zementverbandes.

Der Westdeutsche Zementverband, das stärkste der drei deutschen Zementkartelle, hat seinen am 31. Dezember abgelaufenen Kartellvertrag wiederum nur um ein Jahr, also sehr kurzfristig verlängert. Man erinnert sich, daß genau vor einem Jahre die Sprengung dieses Verbandes erst in zwölfster Stunde vermieden wurde, wobei festzustellen ist, daß auch diesmal die Verlängerung des Vertrages erst in letzter Minute zustande kam.

Die Gründe für die inneren Schwierigkeiten in diesem Verbände sind durchsichtig genug. Die starken Werte unter Führung des Wiking-Konzerns haben nicht erst seit gestern gegen die überspannte und starke Preispolitik des Syndikats rebelliert, die den sehr zweifelhaften Erfolg hatte, daß die schlechten Syndikatswerte eine Faulheitsprämie erhielten und auf der anderen Seite Außenleiter großzügig gezogen wurden, die auch bei starker Unterbietung der Syndikatspreise ein sorgloses Dasein führen konnten.

Da diese Außenleiter im Laufe der letzten zwei Jahre allen Gegenmaßnahmen zum Trotz sich auch in den alten Absatzgebieten der großen Syndikatswerke unangenehm bemerkbar machten und sie weiter durch Abdrückungsmaßnahmen noch durch die Kampfpreise im letzten halben Jahr erledigt werden konnten, forderten die starken Werte unter Führung des Wiking-Konzerns

erneut eine grundsätzliche Änderung der bisherigen Syndikatspolitik. Die Forderungen gingen dahin, entweder ein neues Syndikat unter Einbeziehung sämtlicher Außenleiter zu gründen oder ohne Rücksichtnahme auf die schlechten Syndikatswerte den Breistamp mit den außenstehenden Störfrieden bis zum Weichbluten aufzunehmen.

Der Wiking-Konzern drang mit seinen Forderungen bisher nicht durch. Wenn jetzt das Kartell notdürftig gekittet werden konnte, so ist dies wohl in erster Linie auf die neuen Differenzen der westdeutschen mit der belgischen Zementindustrie auf dem holländischen Absatzmarkt zurückzuführen. Scharf hat der Wiking-Konzern diesmal auf Sprengungsversuche verzichtet, weil auch diese mächtige Zementgruppe bei der neuen bevorstehenden Auseinandersetzung auf dem guten holländischen Absatzmarkt die starke Rückenbedeckung des Kartells nicht erbeuten kann.

Schwere Verluste in der Erfurter Schuhindustrie. Die Schwierigkeiten in der deutschen Schuhindustrie werden durch den jetzt veröffentlichten Abschluß eines der führenden Erfurter Schuhunternehmungen, der Eduard-Ringel-Schuhfabrik, gekennzeichnet. Die Gesellschaft, die für 1926/27 die erste Dividende nach der Stabilisierung der Mark in Höhe von 4 Proz. auszahlen konnte, hat in dem Geschäftsjahr 1927/28 einen Gesamtverlust von rund 575 000 Mark erlitten. Der Vermögensbericht führt das ungünstige Ergebnis auf den durch die Lagerüberfüllung beim Handel hervorgerufenen Absatzmangel und die heftige tschechoslowakische Konkurrenz zurück.

60 Millionen Mark

Der Umsatz im Berliner Konsum. — Im Dezember allein über 7 Millionen.

Der vergangene Dezember war trotz Arbeitslosigkeit und Depression für die RCB, wieder ein starker Erfolgsmonat. Bisher hatte die RCB, eine weitere Million Mark des Monatsumfahes nur in folgenden Zeitabständen erreicht:

die 1 Million im Monat	Dezember 1911
2	Oktober 1915, fast 4 Jahre später
3	1925, 10 Jahre später
4	Dezember 1926, 14 Monate später
5	1927, 12

Es ging also in der Vergangenheit schon immer rascher. Der Monat Dezember 1928 bringt nun die erfreuliche Ueberbahrung, daß sein Umsatz gegenüber dem Vorjahr einen Sprung von 5 auf 7 Millionen Mark machte. Der Gesamtumsatz belief sich auf 7 048 966,26 M. gegenüber 5 389 114,95 M. im Dezember 1927; es ist dies eine Steigerung um 1 659 851,31 M. = 30,8 Proz. In der Spitze der einzelnen Warenvermittlungsgruppen steht hinsichtlich der Umsatzerhöhung die Warenhausabteilung, deren Umsatz eine Steigerung von 146,7 Proz. aufweist.

Die zwölf Monate des Kalenderjahres 1928 zettigten einen Gesamtumsatz von 60 595 153,81 M.; im Verhältnis zum Jahre 1927 mit 44 807 418,11 M. Umsatz ergab sich eine Steigerung von 15 787 737,70 M. = 35,2 Proz.

Diese Ziffern zeigen, wie innerhalb der Berliner Verbraucherschaft sich der Gedanke genossenschaftlichen Zusammenstufes mit Macht durchsetzt; die Erkenntnis des Wertes gemeinschaftlicher Bedarfsdeckung auf dem Boden der gemeinschaftlich arbeitenden Genossenschaftsorganisation ergreift immer weitere Schichten mit dem Ergebnis, daß heute die Berliner Konsum-Genossenschaft wohl endlich, wie es sich längst gehört hätte, die stärkste Aufwärtsbewegung in der Reihe der deutschen Konsumvereine aufzuweisen vermag.

Keinmal wie die Umfahentwicklung verlief die Mitgliederbewegung. 3103 Haushaltungen erklärten im Dezember ihren Eintritt in die Genossenschaft; die Gesamtzahl der Mitglieder hat sich dadurch auf 181 541 gesteigert. Innerhalb der sechs Monate des 30. Geschäftsjahres (Juli—Dezember 1928) haben 15 340 Familien ihren Antritt vollzogen.

Der Zuwachs der Spareinlagen Ring — trotz der im Dezember naturgemäß kleineren Nettoeinzahlungen — ist schneller als Umsatz und Mitgliederzahl. Die Spartasse der RCB vermehrte ihren Einlagenbestand von 29 927 678,72 M. um 488 925,99 M. auf 30 416 604,71 M. zu erhöhen. In einbezüglicher Weise tritt in der Spartassenbewegung das starke Vertrauen der Mitglieder zum eigenen Unternehmen und der Wille zutage, die Genossenschaft zu einem starken Arm der Arbeiterschaft in der Wirtschaft der Reichshauptstadt zu machen. Weiter aufwärts!

7,5 Milliarden Spareinlagen.

3 Milliarden Spartassen-Hypotheken.

Eine Schätzung der Hypothekarkredite der Spartassen beziffert den Stand Ende 1928 auf 1800 Mill. in Preußen und 3093 Mill. im Reich, für Preußen sind das 40 Proz., für das Reich 40,5 Proz. der Spareinlagen. Der größte Teil davon entfällt auf städtischen Grundbesitz, und zwar in Preußen 1350 und im Reich 2334 Mill. Die Zunahme der Hypothekarkredite im Jahre 1928 betrug in Preußen nahezu rund 400 Mill. und im Reich 776 Mill. Die genauen amtlichen Ziffern werden erst nach einigen Monaten vorliegen.

Der als Norm festgesetzte Satz des Hypothekengeschäftes — 40 Proz. der Spareinlagen — ist mithin erreicht. Doch der prozentuale Anteil der Hypothekenanlage im Reich (schneller auf den heute auch in Preußen erreichten Normalmaß gekommen ist, erklärt sich einmal daraus, daß die außerpreussischen Länder teilweise infolge des Fehlens von Zwangsanlage-Bestimmungen im Realrecht weitergehen konnten, dann aber auch daraus, daß die Hypothekenanlage in Süddeutschland und Sachsen von jeher in etwas härteren Umfang als in Preußen gepflegt wurde. Ein Vergleich der Zunahme der Spareinlagen und der Hypothekarkredite seit Ende 1924 zeigt, daß die Hypothekenanlage von 1924 bis 1928 auf das Vierfache, die Spareinlagen auf das Fünffache gestiegen sind.

Der Stand der Spareinlagen im Deutschen Reich ist für Ende Dezember demnach auf über 7500 Mill. zu schätzen.

Der Wiederaufbau des Hypothekengeschäftes der deutschen Spartassen hat sich stetig vollzogen. Es wird darauf hingewiesen, daß diese Tätigkeit der Zunahme typisch ist für die von den Spartassen auf Grund der Spargelder gemachten Hypotheken im Gegensatz zu dem Hypothekengeschäft, soweit es auf der Ausgabe von Bausparbriefen beruht, das in seiner fortlaufenden Entwicklung wesentlich durch die Lage des Finanzmarktes und die Abnahmefähigkeiten des leistungsfähigen Marktes überhaupt beeinflusst wird. Bei den 3 Milliarden Spartassenhypotheken Ende 1928 überwiegt bei weitem der Kleinkredit.

Schwere Bedingungen für Kommunalanleihen. Daß die Situation am deutschen Kapitalmarkt alles andere als günstig ist, beweisen die Bedingungen, unter denen jetzt zwei Städte eine Anleihe aufnehmen. Wie der Amtliche Preussische Presse-Dienst mitteilt, wird unter Führung der Preussischen Staatsbank eine Achtmillionenanleihe der Stadt Bochum ausgesetzt, die bei einem Zeichnungskurs von nur 93 Proz. mit 8 Proz. verzinst wird. Die Stadt muß also den Anleihegeheimern eine Effektivverzinsung von rund 8,6 Proz. gewähren. — Auch die Sechsmillionenanleihe der Stadt Kassel, die zum Bau produktiver werdender und kultureller Anlagen aufgenommen werden soll, sind sehr schwer. Hier hat das gleichfalls unter Führung der Preussischen Staatsbank stehende Konsortium als Auszahlungskurs der gleichfalls achtprozentigen Anleihe nur 89,71 Proz. bewilligt, so daß die Stadt auf die Sechsmillionenanleihe nur 5,38 Millionen Mark ausgezahlt erhält. Der Anleihezeichner erhält auch hier einen Auszahlungskurs von 93 Proz., so daß die tatsächliche Verzinsung sich gleichfalls auf 8,6 Proz. beläuft.

68 Milliarden Tonnen Kohle im Dongebiet. Das russische geologische Komitee gibt soeben das Ergebnis der von ihm im Laufe der letzten zwei Jahre durchgeführten Arbeiten zur Feststellung der im Donkohlenrubengebiet vorhandenen Kohle bekannt. Danach wird der dort lagernde Vorrat an Kohle auf etwa 68 Milliarden Tonnen geschätzt.



Zur **Gesundhaltung!**

Fachinger Versandstelle, Berlin SW 11
Schöneberger Str. 166. Tel. Lützow 9300-01

